



Abend-

Zeitung.

215.

Mittwoch, am 8. September 1830.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. F. Winkler [F. H.].

Bruder Herz.

Novelle, von Adolph Ritter v. Eschabusnigg.

1.

Es war im December des Jahres 1778, als eine Abtheilung der britischen Flotte unter Admiral Barrington von New-York aus auf St. Lucia feuerte. Der launenhafte Kriegsgott schien nicht eben ungünstig, Graf d'Estaing wurde anderweitig beschäftigt und — war gleich St. Dominique verloren gegangen an den tapferen Marquis von Bouille, so konnte man doch von dieser Seite den Franzosen eine arge Schlappe beibringen; New-York war durch die Entfernung des Feindes nach den westindischen Inseln gesichert, die Flotte des Weltumseglers Byron deckte im Nothfalle die kühnen Wager.

Ein Feldherr im ernstlichen Kampfe muß wie ein Gewappneter dastehen, immer wach und gerüstet muß er mit dem verderbenden Speere auf jede Blöße des Feindes spähen und mit kräftigem Arme das Eisen in die Seite des Gegners, wo er nur kann stoßen.

Barrington glich diesem Bilde vollkommen; mit seltenem Talente hatte er den verwundbaren Punkt getroffen und glücklich bereits sich und seine Schiffe durch Sturm und Feinde geführt; nun flog er mit vollen Segeln — wie der Adler auf die Beute — gegen St. Lucia. Kräftige, entscheidende Schritte waren in dem Zeitpunkte, von dem wir eben sprechen,

nothwendiger denn je; das Unglück bei Callwater und Saratoga hatte den Siegermuth der Provinzialen zur Zuversicht gesteigert; die wilden Indianer, die verheerend und todbringend bis jetzt mitgezogen, verließen die Fahne der Leoparden; Frankreich hatte sich offen erklärt, Spanien war dem Bruche nahe; nun oder nimmer mußte sich Albion erheben mit all' seiner Energie und wegschleudern, wie der edle Ringer, der sich noch einmal aufrafft, mit der äußersten Anstrengung die drängenden Gegner. Ein Paar siegreiche Gewaltstreiche konnten vielleicht jetzt noch seine europäischen Feinde zum Rücktritte vermögen und die empörten Colonieen von Neuem unter den Scepter des Mutterlandes beugen; bald mußte es zu spät seyn. Viel gutes, englisches Blut war gekostet in den Urwäldern Amerika's, viele biedere, britische Herzen mußten brechen vor zwanzig und mehr Jahren, ehe man das schöne Segenland sich unterwerfen konnte — so leicht gab der Brite den Boden nicht auf, den er mit seinem Herzblute erkaufte; der Preis war zu groß gewesen; noch konnte man in der Westminster-Abtei das Denkmal schauen, das den Tod des britischen Epaminondas bezeugte, der mit seinem Heldenleben England mit erkaufte den wahrsten Anspruch auf die Erde, die sein Blut getrunken.

Dort in den Ebenen von Quebec fiel am 13ten September des Jahres 1759 der Held Wolfe — tödtlich getroffen; augenblicklich vergingen ihm Sinne und Bewußtseyn, Schauer des Todes umfingen ihn.

Alle Mittel, ihn zurückzurufen in's freundliche Leben, waren vergebens.

Unfern brauste die Schlacht noch, ein Paar Kameraden nur blieben bei ihm; der Held lag theilnahmslos, die schwache Lampe des Lebens schien aus, gegangen. Da rief einer der Umstehenden: O, seht doch, wie die Kerle laufen! — General Wolfe, den keine Kunst des Arztes, keine heilbringende Kraft der Natur auch nur auf Augenblicke aus der Ohnmacht zu sich bringen gekonnt, ward durch diese Worte geweckt. Er öffnete die Augen und fragte vernehmlich: Wer läuft? — Die Franzosen! war die Antwort. — Gott sey Dank! rief er, und im Gefühle des Sieges schied sein Geist aus der blutigen Hülle.

Barrington war ein entfernter Verwandter des Helden von Quebec; mit funkelnden Augen erzählte er seinen Kriegern oft die erhebende Legende und von Mund zu Munde, vom untersten Schiffsraume bis hinauf in den Mastkorb flog's: Hoch lebe Alt-England!

Nach glücklich vollendeter Fahrt stand die Flotte endlich vor der Antille St. Lucie. 22 Meilen lang, 11 Meilen breit dehnte sich das fruchtbare Eiland mit seinen Ebenen und Bergen, die fahler Schwefeldunst umfängt aus dem Ocean; lustern schauten die Seemänner hin nach den sicheren Meerbusen und Häfen und wünschten schon bald einzulaufen in den little Carénage, die bequemste Stelle auf allen karaischen Inseln. Von allen Seiten schlossen sich die geschickt vertheilten Schiffe herum; äußerste Vorsicht war nöthig, wenn das Unternehmen gelingen sollte. D'Estaing war nicht fern genug; erfuhren die Einwohner, so mußte man den hartnäckigsten Widerstand erwarten und zuletzt noch Entsatz und verlorene Mühe befürchten. Es wurde daher jede Communication mit der Insel streng verboten, jedes Schiff von St. Lucia her sollte in den Grund gebohrt werden und unabänderlicher Tod Jeden treffen, der es versuchen würde, ohne besondere Befehle, auf was immer für eine Art, nach der Insel zu gelangen.

2.

Unter den Blockadeschiffen war auch eines, der Victory genannt. Barrington kommandirte ihn selbst, die auserlesenste Mannschaft war darin. Streng hielt der Admiral auf genaue Erfüllung der Pflicht, oft in finsterner Nacht schlich er selbst, nachsehend, die Runde herum — Viele wollten ihn zugleich an verschiedenen Posten gesehen haben — so, daß das Gerede unter dem Schiffvolke ging, er habe mit dem Teufel einen

Pakt geschlossen; sobald aber Jeder sein Stück Arbeit gethan, da sah er es wieder gern, wenn es sein lustig auf dem Berdecke zugin, er mischte sich wohl selbst unter die Mannschaft und verachtete eben nicht einen tüchtigen Schluck Rum oder Glühpunsch; daher war's denn immer gar laut und fröhlich am Victory.

So saß auch heute — es war ein naßkalter Decembernachmittag, der Wind pfiß durch die Masten sein schaurig Stürmlied und die Taue und Balken knarrten und schnurrten wild durch einander — die gesammte Mannschaft im warmen Schiffsraume, nur die Tagwachen gingen draußen im Froste geschäftig auf und ab und brummen leise vor sich hin ein Lied von Alt-England und Liebeglück, oder irgend eine schottische Ballade, und schauten sehnsüchtig dabei gegen Morgen und dachten des lieben Vaterlandes und der Harrenden in der Heimath. Die Punschbowle dampfte würzig in der lustigen Runde und die Gläser läuteten klirrend zu manchem heitern Trinkspruche und Lieberefrain.

Froh war die ganze Gesellschaft und das Wort ging geschäftig von Mund zu Munde, Scherz wechselte mit Ernst. Tom Hidder, der Sergeant des Schiffes, leitete die Rede; so oft er etwas nach seiner Manier Witziges sagte, zog er durch eine Verzerrung des Gesichtes den Spitzbart zu beiden Seiten seltsam in die Höhe und schlug gar listig grinsend ein helles Gelächter an, in welches dann gewöhnlich heiter und gefällig der ganze Kreis einstimmt. Das Gespräch schlang sich gewandt wie Epheu um die verschiedensten Gegenstände, manche arge Schnurre ward zum Besten gegeben, manch' Abenteuer aus alter Zeit erzählt, Jeder bot geschäftig sein Scherzlein, viel wurde gesprochen von Siegeshoffnung und günstiger Wendung der Kriegesfortuna; Jeder prahlte mit seinen Thaten und Wagnissen, eine Rede gab die andere, und wollte ja einmal der Faden ausgehen, so erfüllte die lustige Pause ein allgemeiner Toast und Labetrunk auf gut Glück und baldiges Siegesfest auf St. Lucia; dabei blies Jeder geschäftig Rauchwolken von sich und puzte heiter seinen Glühstumpf am übergeschlagenen Beine.

Endlich kam die Rede auf den siegreichen Feldzug gegen die Franzosen von 1758 — 1759; manches Auge blitzte heller auf in der Nacht der Erinnerung; mancher alte Veteran ward gesprächiger und das Cigarro ging ihm aus im Munde, wenn er von Amherst und Lyttleton, unter denen er gefochten, von den Tagen bei Louisbourg und Baudreuil erzählte; vor Allen

aber erfaßte Tom Hidder begeistert die Macht der Erinnerung, er sprang auf und gebärdete sich wie ein Jüngling, fuhr heftig herum mit den Händen und erzählte von den Gefahren, die er glücklich bestanden, von den Handstreichen, die er muthig vollführt.

Da, seht 'mal, Kinder! — sagte er — hier die Schmarre an der Brust — ich erhielt sie unter Oberst Grant im Jahre 1761. Wir jagten in den Gebirgen damals die verdammten Irokesen; die Kerle nagten sich fast selbst schon vor Hunger die Knochen ab, doch sich unterwerfen, das wollten die rothen Hunde nicht. Ja, ich weiß noch, daß die Gegend dort um das Fort du Quesne von rothen Häuten wimmelte wie Westmoreland von Krähen. Ihr jungen Gellschnäbel! Euch strich man damals freilich noch den Milchbrei mit dem Löffelsiele um's Kinn, als ich schon in den Bergen hegte. Aber bald wäre mir die Jagd übel bekommen. So ein indianischer Schuft stach mich in die Brust, der Zweite schwang schon das Skalpiermesser über meinem Haupte und bald war's um meine schöne Glaze geschehen! Da zielte ferne Willy Shepherd, die Kugel pfiß an meinen Ohren vorbei und ein Irokese stürzte wie ein Spaz, der andere floh heulend in die Gebüsche. — Wie aber auch Willy schoß; wohl anderthalb Flintenweiten stand er von mir, und doch ging dem Irokese die Kugel mitten durch's Herz. — Lebe hoch! das Schützenhandwerk und unser Brudersherz, unser William! — Aber wo steckt er denn heute?

Die Gesellschaft trank die Gläser bis zur Reige aus und schaute dann herum im Kreise nach William. Da ging die Thüre auf und eine hohe, kräftige Gestalt trat herein; das Gesicht war hübsch und regelmäsig, die Augen vom hellsten Feuer, nur die Nase hatte einen ziemlich starken Kupferanflug. Man hätte den Mann für jung halten müssen, wären die rabenschwarzen Haare nicht zu häufig mit schneeweißen vermischt gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Ratten-Drache.

Jakob Bobart, ein Deutscher, und der Gründer des medicinischen Gartens zu Oxford, fand einst eine todte Ratte; von ungeheurer Größe. Er gab ihr die Gestalt, unter welcher man sich die Drachen vorzustellen gewöhnt ist; durch Pressen veränderte er die Gestalt des Kopfes und des Schwanzes; unter der

Haut an den Seiten brachte er kleine Stäbe an und dehnte sie dadurch so aus, daß sie Flügeln glich. Hierauf ließ er das Thier so sehr als möglich austrocknen und zeigte es dann wehren Gelehrten. Diese erklärten es sogleich für einen Drachen, und einer derselben sandte eine genaue Abbildung davon an den Doctor Magliabechi, Bibliothekar des Großherzogs von Toskana. Mehre Gedichte wurden auf eine so große Merkwürdigkeit gemacht.

Endlich aber gestand Bobart den gespielten Betrug ein; nun ward seine Arbeit als ein Meisterstück der Kunst betrachtet und als solches in dem anatomischen Museum aufgestellt.

L. v. A.

Der Schmetterling am Taschenbuche.

An S —.

Als ich jüngst das Taschenbuch,
Das mein Liebchen mir gegeben,
(Liebchen? nein, mein ganzes Leben!)
Freudenvoll nach Hause trug
Und entzückt Geschmack und Hand,
Die mir in den zarten Blüthen
Eine Meisterin verriethen,
Kunstgerecht vereinigt fand;
Sah' ich plötzlich, als das Schloß
(Das von eisernem Golde)
Ich schon wieder schließen wollte,
Flatternd, denn er kam nicht los,
Oben zwischen Blumenstapfen
Einen Sommervogel sitzen.
Die Geliebte hatte ihn
Enge zwischen Schloß und Riegel
Eingefangen, trotz der Flügel
Konnt' er dennoch nicht entflieh'n.
Ist er doch der Seele Bild,
Konnt' ich eigenliebig denken,
Liebchen will sich ganz Dir schenken,
Weil es Dich so ganz erfüllt;
Aber ander's deut' ich's aus:
Dich dem Schmetterling, vergleichen
Wollte sie und schalkhaft zeigen,
So hält Dir mein Glaube Hand.
Der Geliebten Wünsche sind
Mir Befehl und fröhlich zolle
Beifall ich der neuen Rolle;
Flügel, hebt mich in den Wind!
Tragt mich durch die Sphären hin!
Wie gelähmt, anstatt zu heben,
Wich aus mir das Flatterleben
Und der leichtbewegte Sinn.
Die Geliebte hat Dich klug
Zwischen Blumen, zwischen Riegel
Eingefangen und den Flügel
Dir gestuht, der Dich trug.
Wer sich so gefangen weiß,
In der Mitte duft'ger Rosen,
Läßt das Flattern andern Losen,
Liebt die sanften Bande heiß;
Kann nun nie mehr weiterfliegen,
Nur am Mund der Rose liegen.
J. B.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

A u s K ö l n .

(Fortsetzung.)

An Paganini könnten wir die Henriette Sonntag reihen, welche in der Charwoche hier war und ein Concert gab; allein hier ist schon so viel gesagt worden, daß Jeder sich leicht vorstellen kann, was ein Anderer noch zu sagen hat. Wir nehmen darum einen andern Virtuosen, der vielleicht ebenfalls bald zu einer europäischen Berühmtheit gelangt, Herrn W. P. de V. Prugt. Bei dem niederrheinischen Musikfeste, das dieses Jahr zu Düsseldorf gehalten ward, hatte Herr de Prugt schon ausgezeichneten Beifall erhalten; denn seine Tenorstimme ist rein und ungewöhnlich, seine Gestalt edel und einnehmend, sein Benehmen fein, zumal da er früher ein sehr reicher Kaufmann zu Amsterdam gewesen seyn soll. Welche Elemente, um den Damen zu gefallen und berühmt zu werden! — Am 21. Juli gab er hier ein Concert und der allgemeine Beifall, den er erndete, ist in jedem Falle verdient.

Um über die Musik zu schließen, so glauben wir noch erwähnen zu müssen, daß der Domkapellmeister, Herr Leibl, uns noch kürzlich mit zwei neuen Messen beschenkt hat, deren letztere am Petritage aufgeführt ward. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß es eine durchaus tüchtige und würdige Arbeit ist und es wünschenswerth wäre, wenn sie bald erschiene. Offenbar ist hier nicht der Ort zu musikalischen Recensionen, doch können wir uns nicht versagen, dem Hrn. Leibl sowohl ein dankendes als ermunterndes Wort zuzurufen, nämlich: immer weiter auf dieser Bahn!

Von der Musik wollen wir uns zur Malerei wenden, die weiland im Mittelalter hier am Rheine und namentlich in Köln ihre berühmten Schulen und Meister hatte. Das ist nun zwar anders geworden; allein dafür haben wir eine Kunstakademie im nahen, lieben Düsseldorf, die vielleicht in einer künftigen Kunstgeschichte eine der ersten, gewiß nicht die letzte Stelle einnimmt. Ueber die letzte Kunstausstellung hier ausführlich zu reden, wäre weder an dem Orte noch an der Zeit; aber offenbar ist es ein erfreuliches Anzeichen für die Kunst, daß man so viele Selbstständigkeit, technische Fertigkeit (diese hat allein das geborene Künstlergenie zu lernen), Rückkehr zu edlen Formen, und so wenig von jener, noch vor Kurzem so geehrten Kunstdeuschthümelei gewahrte. Die Namen Pistorius, Schadow, Lessing und Andere glänzten in dieser Gemälde-Ausstellung; möge die strenge Nachwelt diesem Glanze nur zusehen, nichts abziehen!

Was unsere einheimischen Künstler betrifft, so sind diese nicht nur wacker für sich beschäftigt, sondern wetteifern hilfreich bei den gemeinnützigen Anstalten, die in unserer Zeit mit Recht so in Aufnahme gekommen sind; denn der höchste Zweck des Lebens ist doch immer das Leben, und nützliche Werke gehen über die besten Worte und Gelehrten. Herr Mengelberg, Maler und schon vor Jahren in diesen Blättern als Stifter der ersten Handwerkschule gerühmt, hat die schöne Belohnung, schon die herrlichen Früchte seines Unternehmens zu sehen, da seine Anstalt nicht vom Eigennutze, sondern einer Liebe zur

Gemeinnützigkeit, mit großen Opferungen begründet, jetzt blüht, ja schon tüchtige Meister und Gesellen im Fache der Gewerke jeder Art geliefert hat. Zugleich hat Herr Mengelberg jetzt ein großes Gemälde fast vollendet, welches unsern Erzbischof in Lebensgröße darstellt und von dem Domkapitel auf eben so liberale als den Künstler ehrende Weise bestellt worden. Die Anordnung des Bildes zeigt den denkenden Künstler sowohl, als die Ausführung im Ganzen die Meisterschaft des Pinsels. Da die erzbischöfliche grellrothe Kleidung, das Violet u. s. w., nebst den Insignien, Krab, Inful u. s. w. durch ihre schreienden Lichter, Ecken und eine Menge Kleinigkeiten keine leichte Aufgabe für den Künstler waren, so verdient er das größte Lob, indem er sie glücklich gelöst zu einem harmonischen Ganzen, ja das Einzelne hier und dort fast mit einer zu ängstlichen Gewissenhaftigkeit ausgeführt hat. In vielen Dingen sollen dem Maler wie dem Dichter große Pinselstriche genügen. Vorzüglich lobenswerth aber ist das schöne, warme, fast durchsichtige und dennoch kräftige Colorit, das diesem Maler eigen ist, der gleich unsern ehrlichen Alten seine Farben selbst zu reiben gelernt hat und sich nicht mit Münchener oder Pariser Kästchen begnügen muß, um einen geleckten Firlefanz herauszubringen, der zu einem geräucherten Schinken oder wozu sonst in kurzer Zeit anläuft. Hat der Künstler, d. h. der wahre, von der Natur geborene, eigentlich nur das Technische der Kunst zu lernen (denn der Kunstheil der Kunst läßt sich nicht lernen), so muß man grade in diesen Zeiten oft bedauern, daß es keine Zünfte mehr gibt; denn da lernte man doch wenigstens das Handwerk der Kunst. Jetzt aber nennen sich Manche Meister, die erst Farbenjungen und Lehrlinge seyn müßten. Ich meine, bei Herrn Mengelberg könnten sie sich diese Kenntniß verschaffen.

Doch wenden wir uns von den sogenannten Genies zu Tüchtigerem. Hr. Kay, seit mehr als zwanzig Jahren Zeichenlehrer, dem die Kunst in unserer Umgegend viel verdankt, hat allen Wohlgesinnten im verflossenen Juni durch die Ausstellung der Werke seiner Schüler und Schülerinnen, bestehend in Zeichnungen und Gemälden, vorzüglich Miniaturen, einen vorzüglichen Genuß bereitet. Allen Wohlgesinnten, sage ich; denn es gibt hier, wie auch anderwärts, eine Art Kunstpöbel, der über und gegen Alles schreiet, sich selbst ausgenommen. Herr Kay erhielt den gewöhnlichen Beifall, denn alle zwei Jahre veranstaltet er eine Ausstellung; die Schreier, natürlich namonlos, suchten das Lob zu schmälern, es entstand in den hiesigen Zeitungen ein kleiner Federkrieg, bei welchem die Verkappten nur um so verächtlicher wurden, da ihnen das Gewissen nicht erlaubte, sich öffentlich zu zeigen. Außer seiner Zeichenanstalt, einer bedeutenden Sammlung von Kupferstichen, Antiken und Abgüssen, besitzt Herr Kay auch eine bedeutende Gemäldesammlung, die neulich mit einem Kapitalbilde von Titian und einem Hemmeling vermehrt worden. Ehre Jedem, der, wie es auch sey, um seine Mitbürger sich verdient macht! und ich halte es immer für ein schlechtes Zeichen der Einzelnen sowohl als der Zeit, wenn man tadelstüchtig sich damit abgibt, Verdienste zu schmälern und in den Schatten zu stellen. Doch — lassen wir das.

(Der Beschluß folgt.)